

KULTUR

Wie weit darf der Tyrannenmörder gehen?

Debatte Der „Elser“-Kinofilm von Oliver Hirschbiegel erinnert an den gescheiterten Hitler-Attentäter. Doch nicht alle sehen in dem einsamen Schreiner aus Königsbronn einen vorbildlichen Widerstandskämpfer. Der Streit darüber ist noch immer heftig. Von Tim Schleider

Beinahe hätte Georg Elser am 9. November 1939 Adolf Hitler umgebracht. Wäre dessen Rede im Münchner Bürgerbräukeller nicht früher zu Ende gegangen als geplant, eine von Elser versteckte Bombe mit Zeitzünder hätte den Diktator und die ebenfalls anwesende Führungsriege des NS-Staates in die Luft gejagt. So zündete seine Bombe zu spät, es starben im halbleeren Saal die Falschen. Die Bilanz: acht Tote, 63 Verletzte, allesamt Besucher und Angestellte des Lokals.

Georg Elser war als Tyrannenmörder also gescheitert. Ist er trotzdem eine positive, zu bewundernde Figur, allein schon aufgrund seines Vorhabens, seines Mutes und seiner Energie, den Tyrannenmord zu planen und auszuführen? Der Film „Elser“, der gerade in unseren Kinos läuft, sagt dazu eindeutig Ja, drückt dies schon in seinem Untertitel aus: „Elser – Er hätte die Welt verändert“. Auch ganz unabhängig von diesem Film werden die allermeisten, die von dem Attentat in München wissen, spontan in diese Einschätzung einstimmen: Elser Tat war mutig und heldenhaft. Was wäre dieser Welt an Leid erspart geblieben, wenn nicht ein Kette dummer Zufälle den Anschlag zum Scheitern gebracht hätte?

Aber man kann die Frage natürlich auch anders diskutieren, nämlich als moralphilosophisches Problem – und es ist keineswegs absurd, dies zu tun; seit den ersten Tyrannenmorden im alten Griechenland wird es diskutiert. Im Falle Elser lauteten die Fragen dann etwa so: Erstens, durfte man Hitler im November 1939 töten wollen? Elser hat dies bekanntlich für sich ganz persönlich entschieden, ohne Rückversicherung durch andere Oppositionelle oder politische Organisationen.

Zweitens, durfte man, um Hitler töten zu können, den Tod Unbeteiligter oder Unschuldiger billigend in Kauf nehmen? Denn auch im Falle des Erfolges hätte Elser Bombe mit Sicherheit Unbeteiligte, zumal die Angestellten des Lokals geschädigt. Drittens, unter welchen Voraussetzungen durfte man den Tod Dritter in Kauf nehmen? Viertens, hat Elser bei seinem Vorgehen diese Voraussetzungen erfüllt?

Jemand, der in Deutschland eine derart moralphilosophische Debatte über Georg Elser führt, ist der Chemnitzer Sozialphilosoph Lothar Fritze. In seinem Buch „Legitimer Widerstand? Der Fall Elser“ formulierte er 2009 die eben vorgestellten vier Fragen. Die erste beantwortete er mit einem Ja – ja, ein politischer Mord an Adolf Hitler wäre im November 1939 auch moralisch gerechtfertigt gewesen. Doch bei den anderen beiden Punkten bezieht Fritze Position gegen Elser: Es sei nicht gerechtfertigt gewesen, bei der Jagd nach dem Tyrannen auch das Leben so vieler Unbeteiligter in Kauf zu nehmen, überhaupt eine so weit reichende Entscheidung völlig autonom und individuell, eben ganz aus freien Stücken zu treffen. Fritze: „Nicht jeder Widerstand gegen das Unrecht ist gut; nicht jede Art und Weise, dem Bösen zu widerstehen, ist moralisch akzeptabel.“ Der Umstand, dass der Kampf gegen Unrecht häufig unter Extrembedingungen geführt wird, „zieht keine Suspendierung moralischer Grundsätze nach sich“.



Ein Chaos, leider ohne toten „Führer“: Aufräumarbeiten nach dem gescheiterten Hitlerattentat im November 1939 Fotos: dpa, Georg Friedel

Fritze führt diese Debatte seit rund fünfzehn Jahren, weil er in der öffentlichen Beschäftigung mit Georg Elser das Ansinnen vermutet, diesen als „Vorbildfigur“ für die heutige Zeit aufzubauen. Nichts aber „wäre letztlich fataler als die Propagierung falscher Vorbilder“ – schließlich könne sich sonst jeder verwirrte Bombenleger im moralischen Wert seiner Handlungen auf Elser berufen, gerade so, wie ja auch unter Sympathisanten des RAF-Terrors in den siebziger Jahren die Erinnerung an den einsamen schwäbischen Widerstandskämpfer aus Königsbronn durchaus populär war.

Lothar Fritze hat für seine Beiträge zu diesem Thema sehr heftige Kritik erntet, die teils die Grenze zum persönlichen Angriff überschreiten. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass er Muster aufgreift, die von nationalistischen und rechtskonservativen Kreisen seit Jahr und Tag gegen überhaupt jede Form des Widerstandes im NS-Staat ins Feld geführt werden. Dass er zum Teil Angriffe gegen die Elser-Tat führt, die auch schon in den ersten Verhören des Attentäters durch die Gestapo zu hören waren. Der Film zeichnet just diese Szene, belegt durch die Verhörprotokolle: Was ist denn das für eine klägliche Moral, wird Elser da gefragt, die einfach so das Leben vieler Unschuldiger ins Verderben stürzt? Der Historiker Peter Steinbach vermutet hinter der Fritze-Position das Ziel, letztlich jede Form von Erinnerungskultur an den Widerstand diskreditieren zu wollen.

Diese Gefahr mag bestehen, selbst wenn Fritze dies nicht aktiv beabsichtigt. Der



Die Gedenkmarke der Deutschen Post für Georg Elser aus dem Jahr 2003

entscheidende Punkt ist aber ohnehin, ob es generell viel nützt, eine Tat wie jene von Georg Elser moralphilosophisch zu betrachten. Schließlich haben schon die alten Griechen das Thema Tyrannenmord philosophisch von allen Seiten betrachtet, haben spätere Denker das Problem im Lichte neuer Systeme, neuer Umstände immer wieder hin- und hergewendet. Eine einfache, zeitunabhängige Antwort hat es trotzdem nie gegeben. Die abstrakte Debatte schärft den Blick für das Dilemma, ohne selbst eine Einordnung der Tat liefern zu können. Zeiten, Umstände, Taten sind stets von einmaliger Qualität. Darum können sie auch nie

einfach Vorbild für uns sein. Aber sehr wohl ein Impuls, über eigene Zeiten und Umstände nachzudenken.

Wenn es im Falle Georg Elser einen Punkt gibt, der wirklich für alle Zeiten eine bohrende Frage liefert, dann ist es zunächst ein ganz anderer: Warum hat dieser Mann so früh und so genau das Unrecht und die Gewalt um sich herum wahr- und ernst genommen? Warum hat er daraus den richtigen Schluss gezogen, dass noch viel größere Unrecht, noch schlimmere Gewalt folgen werden? Und warum haben Millionen andere dies nicht getan?

Just für diesen Punkt findet der „Elser“-Regisseur Oliver Hirschbiegel ein starkes Filmbild: Als Georg Elser beim Gestapoverhör die Aussage verweigert, verlässt die Protokollantin routiniert das Büro. Sie weiß, dass es nun erst mal ohne Protokoll weitergeht, weil jetzt nämlich gefoltert wird. Auf dem Flur setzt sie sich auf eine Bank. Sie hat für solche Fälle stets ein Buch dabei, um die Wartezeit zu überbrücken. Ganz langsam fährt die Kamera auf sie zu, wir sehen nichts als ihren konzentrierten Blick auf die Seiten. Derweil dringen von innen die Schmerzensschreie des gequälten Elser, lauter und lauter. Sie hört es nicht, es hat nichts mit ihr zu tun. Ganz nah ist die Kamera schließlich am Gesicht der Frau. Und fragt: Wie schafft sie das?

Georg Elser hat dies nicht geschafft. Es geht heute nicht darum, in seinen Taten etwas Heldisches zu sehen – alle Taten werden stets zu erörtern sein –, sondern in seinem Mitgefühl das unbedingt Menschliche. Da steckt für uns der Haken.

Was treibt die Welt?



Museumsrack gegen Currywurst

Austausch Ein Schotte leitet bald das Humboldtforum in Berlin. Dafür lernen die Londoner deutsche Imbisskost schätzen – ist doch herrlich! Von Elisabeth Kabatek

Als Neil MacGregor, der beliebte Direktor des British Museum, Mitte letzter Woche seinem Mitarbeiterstab verkündete, dass er zum Ende des Jahres seinen Posten abgeben würde, um Gründungsintendant des Humboldtforums in Berlin zu werden, gab es Standing Ovations und Tränen. Anschließend wurde die britische Presse informiert, und nun beweinte sie den schmerzlichen Verlust des Lieblings der britischen Kulturszene. „Warum wir alle Neil MacGregor vermissen werden“, überschrieb der Künstler Grayson Perry vergangenen Samstag seinen Beitrag im „Guardian“. Dabei gibt's doch eigentlich überhaupt keinen Grund zum Heulen. 2017 kriegen die Londoner schließlich ihren Sir Simon Rattle aus Berlin wieder, der dann trotz deutlich schlechterer Bedingungen in der Heimat dort das London Symphony Orchestra übernimmt. Rattle gegen MacGregor, ist das kein fairer Deal? Rattle hat auch viel mehr Haare!

Okay, wenn das nicht reicht, dann legen wir eben noch die Currywurst drauf. Das beliebteste deutsche Kulturgut erobert seit einiger Zeit das hippe Londoner Westend. Im Viertel der Musicals und Pubs, in der quicklebendigen Old Compton Street, kauft der Newcomer „Herman ze German“ dem alteingesessenen französischen Café Patisserie Valerie gleich gegenüber die Gäste. Um jeglichen Zweifel an der Authentizität von Herman und seiner Wurst im Keim zu ersticken, steht im Schaufenster zu lesen, „Yes, we really are German!“ und „Our Wurst is ze Best“. Herman, der eigentlich Florian heißt, macht sich nicht nur selbstironisch darüber lustig, dass viele Deutsche der korrekten Aussprache des englischen th-Lauts nicht so wirklich mächtig sind, er bringt sogar Freud'sche Elemente ins kulinarische Angebot, indem er seine Eigenkreation aus Chiliwurst, Zwiebeln, Käse, feurigen Jalapeños und Senf „Ze Über Ding“ tauft.

Apropos Hype. Die Ausstellung „Savage Beauty“ über den Skandal-Modedesigner Alexander McQueen im Londoner Victoria-&-Albert-Museum bricht gerade alle Rekorde. Was das mit den britisch-deutschen Kulturbeziehungen zu tun hat? Nun, ganz einfach: der Direktor des V&A heißt Martin Roth. Das könnte Englisch sein, ist es aber nicht – der Mann stammt aus Gerlingen. Gerlingen wiederum war dem „Guardian“ vor einiger Zeit einen Bericht wert, und zwar als Habitat der dort lebenden Spezies der „Schwäbischen Hausfrau“, englisch „Swabian Housewife“, was bisher jedoch noch zu keiner Fernsehserie gleichen Namens geführt hat, dabei sind die Briten doch auf Serien spezialisiert.

Und so schließt sich der Kreis denn aufs Harmonischste. Museumsdirektoren, Currywurst und schwäbische Hausfrauen? Wir brauchen uns um den deutsch-englischen Kulturaustausch wirklich nicht die geringsten Sorgen zu machen.

Stockholm

Stuttgarter gestalten Nobel-Ausstellung

Das Nobel Center in Stockholm startet eine Kooperation mit dem Stuttgarter Atelier Brückner. Dies gab der Museumsdirektor Olov Amelin jetzt in der schwedischen Hauptstadt bekannt. Die Stuttgarter Szenografen werden das Museum im Nobel Center gestalten, dem Neubau von David Chipperfield Architects. Zunächst ist eine Vorstudie beauftragt, die Eröffnung ist für 2019 geplant. Uwe Brückner sagte, „wir werden all die aufregenden Geschichten erzählen, die mit dem Nobelpreis und seiner Verleihung verbunden sind“.

Kontakt

Kulturredaktion
Telefon: 07 11/72 05-12 41
E-Mail: kultur@stz.zgs.de

Schostakowitsch als Beethovens Bruder

Konzert Das Radio-Sinfonieorchester Stuttgart und die Percussionistin Evelyn Glennie glänzen unter Hugh Wolff. Von Georg Linsenmann

Von Ludwig van Beethovens Schauspielmusik zu Goethes Trauerspiel „Egmont“ hat sich immerhin die Ouvertüre als ungebundene Instrumentalmusik gehalten. Wie zeitlos-packend dieses knapp zehn Minuten lange, episodenhafte Stimmungsbild ist, das wird in diesem Konzert gleich mit den eröffnenden Tutti-Akkorden ganz unmittelbar gegenwärtig. Nicht der tragische Unterton wird hier betont, sondern die Dramatik eines Charakterbildes, in dem der Held zwischen zweierlei Loyalitäten schwankt: zwischen Unterwerfung und Aufstand.

Blitzblank setzt Hugh Wolff die Zäsuren, dehnt die Generalpausen, schärft die dynamischen Kontraste zwischen kreisenden Bläserfiguren und subtilen Streicher-

flächen einerseits sowie den vitalen Beschleunigungen und wuchtigen Orchesterblöcken andererseits. Selbst aus den Sforzati kitzelt Wolff Spannungssteigerung und emotionale Wucht: eine prägnant-leidenschaftliche Wiedergabe, zwingend bis in die triumphale Schlussgebärde.

Mit besonderer Spannung wurde danach Michael Daughertys Konzert für Schlagzeug und Orchester „Dreamachine“ erwartet. Denn hier lag der Solopart in den Händen von Evelyn Glennie, der rund um den Globus gefeierten Percussionistin aus Schottland. Sie hatte 2014 in Köln auch die Uraufführung des vom WDR in Auftrag gegebenen Stücks gespielt. In diesem in Klang und Struktur vielfältigen, an Gegensätzen und emotionalem Ausdruck reich-

lich Facetten bietenden, viersätzigem Werk thematisiert Daugherty das Verhältnis von Mensch und Maschine. Zum einen in assoziativen Stimmungsbildern wie in „Da Vincis Flügel“ und „Zitteraal“, was das visionäre Moment technischer Erfindungen betont. Zum anderen eher reflexiv wie in „Rub Goldbergs Variationen“ und „Vulcanus' Schmiede“, wo den Visionen in wüster Expression die Luft abgelassen wird. Ein mit Witz garniertes, effektvolles Stück, in dem das Orchester auch mal wie eine Brass-Band oder ein Swing-Orchester agieren darf, was die eminente Spiellust der Musiker weiter befeuert.

Faszinierend, wie Glennie ihren Part gestaltet, mit für jeden Satz charakteristischem Instrumentarium. Dabei macht sie die Percussion auch klanglich zum vollgültigen Mitspieler des hellwachen Orchesters – mit hinreichend Auslauf für hochexpres-

sive, solistische Ausflüge. Grandios ihre virtuose Schlagtechnik – im Verein mit einer Musikalität, in der sie etwa am Marimbafon zwischen Mikrotiming und großräumigen Rhythmusmustern klangliche Tiefenräume in einem explosiven rhythmischen Universum schafft: ein Ereignis!

Die Schlagzeugerin aus Schottland fasziniert im Beethovensaal.

Zum Ereignis wird unter Hugh Wolff Leitung auch Schostakowitschs zehnte Sinfonie. Verblüffend die Parallele zu Beethoven, etwa im solistischen Gebrauch der fabelhaften Bläserstimmen, die dem Individuum Gehör verschaffen: gegen die tödliche Bedrängung durch einen absoluten Herrscher. Alba da, Stalin hier. Ungemein bewegend, wie das Orchester bei Schostakowitsch das Pendeln zwischen kammermusikalischer Scheinidylle und bis ins vierfache Forte führenden Orchesterausbrüchen ins Werk setzt. Finaler Jubel, fast wie für Dame Glennie.